

Rediculus Tutanus : vom Glückswandel im Krieg

Autor(en): **Meyer, Karl Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kloster unseres Abendlandes in Schutt und Trümmern liegen soll! Wohl wird sich vielleicht beim Wiederaufbau des Klosters nach dem Kriege die ganz unerwartete Gelegenheit bieten, in den Ruinen nach den baulichen Unlagen aus der Zeit eines Benedict und eines Desiderius zu forschen, wodurch eine sehr große Lücke der mittelalterlichen Architekturgeschichte ausgefüllt würde, aber trotzdem ist und bleibt der uns durch die Zerstörung zugefügte Verlust unerseßlich! Und fast mehr noch als die materielle Zerstörung berührt es uns schmerzlich, daß man sich hier an einer Stätte vergreifen konnte, von der aus während Jahrhunderten nur Gedanken des Friedens, der Gerechtigkeit und der Kultur ausgingen. Damit möchte ich natürlich auf kein Volk einen Stein werfen, denn ich weiß ganz genau, daß der durch den Krieg aufgepeitschte gegenseitige Haß aller Völker ganz zwangsläufig zu solch tragischen Vorfällen führen mußte. Welch leuchtendes Vorbild aber gibt einem da das Leben des heiligen Benedict! Denn während auch zu seiner Zeit Staatsleute und Heerführer nur an die Erweiterung ihrer Macht dachten, hat er in unserem von den Schrecken der Völkerwanderung aufgewühlten Erdteil eine Organisation geschaffen, die sich überall als ein konsolidierendes Element und als eine feste Ordnungszelle während aller Stürme der folgenden Jahrhunderte ausgewirkt hat. Ob uns wohl die Nachkriegszeit auch Männer schenken wird, die vom Holze eines Benedict geschnitten sind, Männer, die statt an äußere Machterweiterung an innere Konsolidierung, statt an Expansion nach außen hin an Festigung von innen heraus denken? Das sind die brennenden Fragen, die wir alle uns immer wieder stellen, wenn wir an die rauchenden Trümmer von Monte Cassino denken.

Rediculus Tutanus.

Vom Glückswandel im Krieg.

Von Karl Alfons Meyer.

Mit zunehmender Not und steigender Erbitterung versinkt immer mehr die einst unter Kulturvölkern selbstverständliche, auch einem ritterlichen Feind gegenüber gewährte rein menschliche Zurückhaltung. Vor allem der schauerhafte, auch Unbewaffnete, Kranke, Kinder verderbende Luftkrieg verwißt oft jene Grenzen, die durch Christentum und Kultur bei allem Verstehen der Kriegsnotwendigkeiten für immer festgesetzt schienen. Die in Trauer Versenkten werden zum Haß aufgerufen, als ob dieser ihr Loß leichter ertragen ließe. Es kam vor, daß gefangene Flieger hingerichtet wurden. Ihre schwere Pflicht erfüllende Soldaten werden als Mordbrenner

verflucht für tapfere Taten, die man vielleicht früher im Kino bewunderte, solange nur die andern darunter litten. Doch keiner der Kriegsführenden und selten ein Neutraler ist noch imstande, vorurteilslos zu denken. Wie oft hatten wir uns bemüht, Deutschen schonend beizubringen, gegen die feindliche Besetzung „meuternde“ französische Offiziere täten im Grunde das Gleiche, wie seinerzeit die vielgerühmten Schill, Lüchow, Körner, Schlageter. Man sah uns verständnislos, fast feindselig an. Nicht besser erging es uns, wenn wir Franzosen und Engländern sagten, die Partisanen und Saboteure vergifteten die Kriegsführung und machten sie grausam. Sehr geschickte Leute im Reich tun so, als ob sie nicht begriffen, weshalb die Westmächte „nur wegen der deutschen Stadt Danzig“ den Krieg erklärt hätten. Da wir persönlich immer, schon 1919, Danzigs Stellung und den Korridor als eine Unmöglichkeit und künftigen Kriegsanlaß bezeichnet hatten, glaubten wir uns berechtigt, nun auch Deutschen zu sagen, Danzig sei genau wie einst Serajewo notwendig Ausgangspunkt zu einem neuen Weltkrieg — doch niemand wollte dies verstehen und sich warnen lassen. Selbst die Führer der Staaten sind eben nie frei: ducunt volentem fata, nolentem trahunt, wobei wir statt Schicksal längst die macht- und geopolitischen Gegebenheiten einsetzen. Diese zu erkennen, sollte vor Haß bewahren. Auf beiden Seiten wollte man ursprünglich nur das für den eigenen Staat Notwendige tun, oder was als das Notwendige erschien. Auch dort, wo eine gewisse Mäßigung sonst beobachtet wurde, vermochte ein neuartiger Erfolg Dämme des Hasses zu sprengen. Er ergoß sich wie Fluten aus gesprengten Talsperren. Sogar Staatsmänner wünschten ihren Kriegern damals nicht Glück für ihren Mut und ihre Leistung, sondern für den angerichteten Schaden. Wenigstens Neutrale dürften das Gefühl für diese Nuance noch nicht verlieren. Wenn auch Verantwortliche sich gehen und jede Schranke fallen lassen, wird der Haß in den leidenden Völkern immer mehr vergiftet und in die ohnehin düstere Zukunft mitgeschleppt. Welcher Neutrale hat sich noch nie den Selbstvorwurf machen müssen, gesagt oder wenigstens gedacht zu haben: Es geschieht ihnen recht! — Ein schlechtes, überhebliches und törichtes Wort!

Ende März 1942 reisten wir in Deutschland. Zwischen Karlsruhe und Darmstadt fuhr ein Herr im Zuge mit, der keinen Augenblick sein leidenschaftlich=lautes Schwagen unterbrach. Trotz des Täfelchens „Feind hört mit“ berichtete er von dank sonderbaren Kriegslisten erzielten Erfolgen eines ihm bekannten Unterseeboot-Kommandanten. Dem Neutralen mußte der Prahler unausstehlich sein, doch auch seinen ruhigen, disziplinierten Landsleuten war er offensichtlich peinlich, was er freilich nicht zu ahnen schien. Er war der Typus jener ganz bestimmten Art großsprecherischer und anmaßender Deutscher, die ihrem Volk von je unendlichen Schaden zugefügt haben. Denn das Ausland in aller Welt hört und kennt nur sie und beurteilt ein großes, in Gesittung und Kultur voranstehendes Volk nur nach solchen abstoßenden Angehörigen. Was bei einem Franzosen,

einem Amerikaner, einem Russen überhört und übersehen oder als Ausnahmefall aufgefaßt würde, wird bei einem Deutschen jener Art verallgemeinert und seinem ganzen Land zur Last gelegt. Seine eigenen Volks- und Sprachgenossen sind zwar für solche Leute feinhörig genug, müssen sich aber mit dieser Ausdrucksform einer verhängnisvollen Wesensart abfinden. Solche Auswüchse sind schuld daran, daß seit Jahrhunderten Mißtrauen und unverdiente Abneigung gegen ihr Volk weit verbreitet sind. Heute sind ganze Länder soweit, eine ferne, unbekannte Gefahr unbesonnen zu unterschätzen, weil sie die nahe und bekannte allzu sehr spüren; wer noch keinen Mongolen beobachtet hat, ist doch oft mit jenem Darmstädter zusammengestoßen. Man vermeidet die wohlbekanntes Scylla, um sich selbst in die verhüllte Charybdis zu stürzen. Wir müssen jenen Mann noch weiter anhören. Japan hatte damals eben Niederländisch-Indien erobert. „Das freut mich!“ rief der Herr immer wieder. Die Holländer seien die reichsten Europäer gewesen, jetzt aber besäßen sie rein gar nichts mehr — „das freut mich!“ Und dann fügte er noch humorlos bei, ohne sich im geringsten des schlechten Eindrucks bewußt zu werden: Diese reichen Mynheers werden nun alle Habenichtse; gar nichts mehr besitzen sie, nichts mehr als einen deutschen Prinzen! —

Falls der Mann noch lebt, wird er heute leiden. Wir sind davon überzeugt, nicht etwa bloß, weil seine eigene Heimat seither schwere Prüfungen durchmacht, sondern weil ein Naturgesetz fordert, daß auf unmäßige Freude Enttäuschung und Schmerz folgen. Wenn jener Darmstädter jemals den „Ring des Polykrates“ verstanden hätte, würde er nicht gewagt haben, frech den Neid der Götter herauszufordern. Er ist nicht der einzige, der die unabänderliche Folge von Wellenberg und Wellental nicht erkannt hat; auch unter uns Neutralen gibt es viele, die sich gehen lassen und erwünschte Erwartungen übertreiben. Gewiß wünschen alle ein baldiges Ende des Krieges, das nur durch jedenfalls tief beklagenswerte, noch schwerere Leiden der einen oder andern Partei herbeigeführt werden kann. Aber kein noch so bedeutendes, für unser Land vielleicht glückliches Ereignis darf uns das ungeheure Leid vergessen lassen, das stets daneben lauert. Wir müssen die alte Weisheit tief in uns aufnehmen, in der Freude traurig und in der Trauer heiter zu bleiben (in tristitia hilaris, in hilaritate tristis). Im Kleinen wie im Großen, im Alltag wie in der Weltgeschichte liegt diese Lehre verborgen. Weise und Dichter haben sie oft ausgesprochen, aber das leichtlebige Volk mißachtet sie, nur um umso schärfer zu leiden. Als Schopenhauer in Frankfurt vom unmäßigen Jubel (insolens laetitia) schrieb, der stets und unausbleiblich mit ebenso bitteren Schmerzen bezahlt werden müsse, könnte er Leute im benachbarten Darmstadt wie jenen insolent sich freuenden Mann vor Augen gehabt haben.

Geschichte und Erfahrung zeigen oft Beispiele schroffer Glückswechsel. Jeder muß ertragen werden; Sieg wie Niederlage verlangen starke Menschen, gerade auch der Sieg, soll er sich nicht bald in Überhebung, Hybris

und Unglück wandeln. Als bei Cannae das römische Heer vernichtet wurde und eine Stadt nach der andern abfiel, Makedonien und Syrakus sich mit Karthago verbündeten und alles so aussah, als ob noch im gleichen Jahr durchaus Rom ganz vor seinem Ende stehe, hat unbeugsamer Wille einerseits, Uneinigkeit andererseits die Wirkung der gewaltigen Schlacht so verkehrt, als ob Hannibal nicht gesiegt hätte. Nochmals stand dieser Feldherr später vor den Toren Roms, doch zu schwach, um die Stadt zu stürmen; aber die Angst vor ihm suchte Erklärung seines unerhofften Abzugs im Eingreifen des „rückwendenden Schutzgottes“ (Radiculus Tutanus). Möchten die Völker doch immer im Gedanken an diesen hohen Rückwender und Umkehrer Verzweiflung wie Übermut meiden! Als der stolze Erbe Alexanders des Großen, König Perseus von Makedonien, bei Pydna geschlagen wurde, lieferte er sich weinend den Römern aus, den Siegern selbst zum Skel. Mit ernster Freude aber, so schildert es Mommsen, und mehr der Wandelbarkeit der Geschichte als dem gegenwärtigen Erfolg nachjinnend, empfing der Konsul Lucius Aemilius Paullus (Sohn des bei Cannae gefallenen Konsuls Paullus) diesen vornehmsten Gefangenen, den je ein römischer Feldherr heimgebracht hatte. Ähnlicher Beispiele gäbe es viele. Je größer ein Erfolg schien, desto eher trug er den Keim der Wendung in sich. Je tiefer ein Unglück, desto eher ist Hoffnung auf eine Wandlung berechtigt. Aus den Briefen, die Friedrich der Große im Januar 1762 an den Prinzen Heinrich und den Marquis d'Argens schrieb, geht hervor, daß er keine Möglichkeit mehr vor sich sah, dem Untergang auszuweichen und sich mit dem Gedanken an den Tod als einzige Lösung vertraut machte. Die Lage seines Landes war verzweifelt: die schweren Niederlagen bei Hochkirch und Kunersdorf, bei Maxen und Landsküt waren vorangegangen, Berlin war von den Russen besetzt; das österreichische Heer hatte sich mit dem russischen vereinigt, Festungen waren gefallen, Vorräte vernichtet; überdies blieb infolge eines Kabinettswechsels die englische Unterstützung aus. Am 18. Januar schrieb der König an seinen französischen Vertrauten, er lebe wie der Held in einer Tragödie, immer bereit, zu sterben. Eine Peripetie müsse kommen. . . Am 19. Januar erhielt Friedrich die Nachricht vom Tod seiner erbitterten Feindin, der Zarin Elisabeth, deren Nachfolger sofort seine Truppen abrufen und mit Preußen Frieden und ein Bündnis schließen. Fast plötzlich hatte sich die verzweifelte Lage in eine sehr günstige verwandelt. — So fand den verzweifelnden, an Selbstmord denkenden Richard Wagner in höchster Not der Abgesandte des Königs von Bayern und öffnete ihm weit das Tor zu neuem Leben und Schaffen. — Zu Glück wie zu Unglück lauert stets der Wechsel. Noch kein Weltbeherrscher ist alt geworden. Jeder kann ähnliche Beispiele in der Geschichte und in den Lebensläufen finden. Mancher wird etwa an das „Marnewunder“ im ersten Weltkrieg oder an Dünkirchen und Alamein oder Stalingrad denken. Gewiß sind so schroffe Glückswandlungen wie einst nicht mehr möglich, als noch ein Regierungswechsel plötzlich dem Janusgesicht des Krieges ein

anderes Aussehen gab. Heute vermag auch das Ausscheiden eines Diktators die befürchteten oder erhofften Erwartungen nicht zu erfüllen.

Viel zu früh wird von Entscheidungen gesprochen, der sichere Sieg schon jetzt der einen Mächtegruppe zuerkannt und das Fell des Bären verteilt. Uns scheint, es würden dabei die Reime künftiger Kriege zu sehr übersehen; man will in der furchtbaren Not der Gegenwart wenigstens im wahrscheinlichen Sieg über den Hauptgegner Trost finden und verschließt den Blick vor der Möglichkeit eines dann folgenden chaotischen Kampfes aller gegen alle. Man vergißt z. B., daß ein siegreiches Rußland und ein starkes, unabhängiges Polen und ein freies Finnland sich völlig ausschließen und daß im Balkan die Verwirrung und gegenseitige Befehdung ungeheuer verschärft und auf früher verhältnismäßig ruhige Staaten (Griechenland) ausgedehnt sein wird, es wäre denn, daß auch dort eine einzige Macht — und welche Weltanschauung! — von den Dardanellen zum Piräus und von Fiume bis Prag allein herrschen würde. Man hat Sperberaugen für „Quislinge“ und „Kollaborationisten“ der einen Partei, ist aber blind für die Mitarbeiter der andern.

Als Nutzenwendung aus den geschichtlichen und philosophischen Andeutungen ergäbe sich eine stoische Lebensregel, aber ebenso die *erneuete Mahnung zur Neutralität*, auch im Hoffen und Fürchten. Weder der Einzelne noch ein ganzes am Krieg noch nicht unmittelbar beteiligtes Volk darf sich verhehlen, daß die Lage der Welt tragisch bleibt auch nach Friedensschluß. Es ist bei der allseitigen Erschöpfung, der moralischen und ökonomischen Zerrüttung und der verhängnisvollen Verquickung verschiedenartigster, unter sich oft feindlicher Bundesgenossen sehr zu befürchten, daß in tieferem Sinn nach solchem Krieg nur *Besiegte übrig bleiben*. Wer sich in die tragische Weltlage versenkt, wird nie, auch bei ihm günstig erscheinenden Ereignissen, mit insolenter Freude ausrufen: *Das freut mich!* Der Neutrale sollte eher, wenn irgend ein Volk von Schwerem betroffen wird, denken: *Das schmerzt mich!* Vielleicht wird eine ferne Generation bei keinem Unglück einer andern Klasse, eines andern Volkes sich mehr schadenfroh freuen, sondern mitleiden. Käme es einst soweit — dann wäre endlich Frieden, dann dürften die Völker sich christlich nennen, dann kehrete ein goldenes Zeitalter zurück, nur noch durch Krankheiten und Naturereignisse bedroht. Liegt diese Zeit in fernster Zukunft und nur in Utopia, oder sollte sie näher sein, als jetzt jemand zu hoffen wagt? — Vorläufig hallt in uns noch allzu stark jenes fürchterliche „*das freut mich*“ nach, eines Menschen unter unzähligen ähnlichen in allen Völkern, die nie den Chor der „*Braut von Messina*“ gehört haben:

„In deinen fröhlichen Tagen fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“